

Social Studies of Sexual Difference: Geschlechtsdifferenzierung in wissenschaftlichem Wissen

STEFAN HIRSCHAUER

1. *Gender Studies* als Wissenschaftsforschung

Zwischen Wissenschaftsforschung und Geschlechterforschung herrschte lange ‚Funkstille‘. Während die erste vergleichsweise ‚geschlechtsblind‘ erschien (DELAMONT 1987; KELLER 1988), nahm die zweite in ihrer Orientierung an Wissenschaftskritik das empirische Wissen über Wissenschaft – die *Social Studies of Science* – und seine spezifischen epistemologischen Probleme kaum zur Kenntnis. In diese wechselseitige Indifferenz ist seit den 1990er Jahren Bewegung gekommen, vor allem in der Weise, dass nun zunehmend *Wissenschaftsforschung als Geschlechterforschung* betrieben wird.

So wird etwa in Studien zur institutionellen Verfasstheit von Wissenschaft gefragt, wie diese zur Rekrutierung ihres Personals auf die Geschlechterdifferenz zurückgreift. Man untersucht die Berufsbiografien und die Aufstiegshemmnisse von Frauen in Forschungsorganisationen und rekonstruiert so die historische und zeitgenössische Konstitution der Wissenschaft als ‚Männerberuf‘ (KRAIS 2000; ALLMENDINGER et al. 2001; HEINTZ et al. 2004).

Eine weitere, erkenntnistheoretische Fragestellung gilt den Effekten, die der Ausschluss von Frauen aus der Wissenschaft auf die Inhalte wissenschaftlichen Wissens hat(te): eine Frage nach dem Geschlecht des Wissens (HARDING 1994). Wie mag die Geschlechtszugehörigkeit von WissenschaftlerInnen ihr Denken und Handeln ‚bestimmen‘? Wissenschaftliches Wissen wird unter den Generalverdacht des Androzentrismus gestellt und dies wird (mit Bezug auf Themen, Konzepte, Methoden usw.) in vielen Fällen auch überzeugend belegt (etwa MARTIN 1987).

Beide Fragestellungen einer Wissenschaftsforschung als Geschlechterforschung bezeichnen relevante Probleme eines potentiell fruchtbaren Forschungsprogramms. Sie teilen aber zwei Prämissen, die nicht dem Stand der Forschung der *Gender Studies* entsprechen, einem Forschungsgebiet, das sich auf spezifische Weise von der Frauen- und Männerforschung unterscheidet (HIRSCHAUER 2004):

1. Beide Fragestellungen müssen die Geschlechterdifferenz ontologisch voraussetzen. Man subsumiert die Wissenschaften den zahllosen empirischen Phänomenen, die man mithilfe der Geschlechterunterscheidung beobachtet, aber ohne dass diese Unterscheidung selbst beobachtet wird, wie es sich die *Gender Studies* zur Aufgabe machten. Die mögliche Forschungsfrage, die von dieser Prämisse ausgeschlossen wird, ist, wie die Geschlechterdifferenz durch wissenschaftliche Wissensproduktion mitproduziert wird.

Darüber hinaus wird die Geschlechterdifferenz als Eigenschaft von Personen gefasst, die als unabhängige Variable zu Erklärungszwecken eingesetzt werden soll.¹ Diese Verortung des Geschlechts in Personen unterstellt nicht nur eine fragwürdige

¹ ‚Erklärend‘ wirkt dann z.B. die psychische Konstitution von WissenschaftlerInnen oder die mit ihren Kollektivmitgliedschaften implizierten Interessen (HARDING/HINTIKKA 1983; HARDING 1991).

Dauerrelevanz der Geschlechtszugehörigkeit (HIRSCHAUER 2001), sie geht auch daran vorbei, dass die *Gender Studies* das Geschlecht weit von Personen dezentriert haben: indem sie die Praktiken, Institutionen und Diskurse zum Thema machten, die es erst hervorbringen; und indem sie das Geschlecht von Personen als einen interessanten empirischen Fall der Sexuierung kultureller Objekte entdeckten. Die Personalisierung der Geschlechterdifferenz, die davon ausgeht, sie sei eine ‚den Menschen‘ und seine Existenz charakterisierende Unterscheidung, befindet sich gegenüber der Geschlechterteilung multipler kultureller Objekte in einem tiefen ‚anthropologischen Schlaf‘ (FOUCAULT 1971, S. 410).²

2. Der Androzentrismus-Verdacht spielt die Merkmale des Personals der Wissenschaft (andere wären Klasse, Alter, Hautfarbe etc.) gegen ihre Inhalte aus, als befänden sie sich eigentlich ‚auf der anderen Seite‘ des Wissens und in ihrer Vermischung läge ein ‚Skandal‘. Diese Gegenüberstellung von Geschlechterdifferenz und Wissenschaft, die Annahme einer Alterität von Geschlecht und Wissen geht an der disziplinenübergreifenden Einsicht der *Gender Studies* vorbei, dass ‚Geschlechter‘ überhaupt nur im Wissen existieren.

So haben ethnologische Studien (etwa RÖSING 1999) die Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem beschrieben, das in verschiedenen Hinsichten zwischen Kulturen variieren kann: in den Geschlechtskategorien, den Zuordnungskriterien, der lebenszyklischen Bedeutung, und den ethno-biologischen Theorien über den ‚Ursprung‘ der Geschlechterdifferenz (MEIGS 1976). Studien zur Wissenschaftsgeschichte, also zur Geschichte unserer ‚Ethno-Biologie‘ (insbesondere LAQUEUR 1992) haben aufgezeigt, wie sich in den naturwissenschaftlichen Theorien über den Geschlechtsunterschied die historische Praxis der Geschlechterbeziehungen widerspiegelt – etwa die Differenzierung von Erwerbs- und Familienleben. Unsere neuzeitliche Biologie ist Element einer spezifischen ‚Epistemé‘ (i.S. von Foucault), die das Geschlecht auf einzigartige Weise an Körper und an Frauen bindet.³

² Personen sind nie die einzigen Träger der Geschlechterdifferenz gewesen. Zu den geschlechtlich differenzierten kulturellen Phänomenen gehören u.a. sprachliche Kategorien, Körperteile, Kleidungsstücke, Tätigkeiten, Substantive, zahlreiche Waren, Räume, Grußformen, Tonarten, Chromosomen und natürlich epistemische Dinge. Eine durch die Personalisierung verstellte Fragestellung ist, wie Personen ihre Geschlechtlichkeit durch das Betreiben bestimmter wissenschaftlicher Praktiken vielleicht erst konstituieren, steigern oder überwinden. Eine solche Betrachtung der Geschlechtszugehörigkeit als *abhängiger* Variable kann unter Umständen erst klären, welche spezifischen Ansatzpunkte wissenschaftliche Praxis für das Ein- oder Ausklinken der Geschlechterdifferenz (etwa in der Pädagogik oder den Ingenieurwissenschaften) bietet (siehe hierzu HIRSCHAUER/MOL 1995).

³ Das zentrale Argument Laqueurs sei hier kurz wiedergegeben: Seine Studie erzählt die Geschichte zweier radikal verschiedener Modelle des körperlichen Geschlechtsunterschieds: einem von der Antike bis in die Renaissance gültigen hierarchischen Modell der ‚Eingeschlechtlichkeit‘, das von einer spiegelbildlichen Ähnlichkeit der Genitalien ausging, und einem neuzeitlichen Modell der ‚Zweigeschlechtlichkeit‘, das einen binären Gegensatz zwischen den Organen annahm. Vor dem 18. Jahrhundert wusste man in Europa, dass Frauen im Prinzip die gleichen Genitalien wie Männer haben, nur im statt außerhalb des Körpers. Frauen waren lange nichts anderes als unvollkommene Männer, sie hatten statt spezifischer nur ‚geringere‘ Körperteile. Laqueurs wissenschaftliche Pointe besteht nun darin, dass sich das neue anatomische Modell erst als *Gegendiskurs* zu den politischen Theorien durchsetzen ließ, die die gesellschaftlichen Umbrüche zum Ende des 18. Jahrhunderts begleiteten und die Körper von Männern und Frauen auf neue Weise interessant machten. Die aufklärerischen Naturrechtslehren unterminierten mit der Behauptung der sozialen Gleichheit aller Menschen alte Rechtfertigungen

Soziologische Studien (etwa GARFINKEL 1967; KESSLER/MCKENNA 1978; GOFFMAN 1977) haben vor allem das Alltagswissen untersucht, das vor jeder wissenschaftlichen Beschäftigung zwei Geschlechter konstituiert. Es handelt sich zum einen um kulturelle Basisannahmen (von der Dichotomizität, Konstanz und Naturhaftigkeit der Geschlechtszugehörigkeit), zum anderen um jenes praktische Wissen von Kompetenzen und Alltagsmethoden, mit denen Interaktionsteilnehmer ihre Geschlechtszugehörigkeit fortlaufend performativ zur Darstellung bringen.

Dieses institutionell ungebundene Alltagswissen existiert in multiplen Vermischungen: sachlich vermischt, weil sich wissenschaftliches Wissen mit den Beiträgen anderer spezialisierter Wissensproduzenten kreuzt: Justiz, Kunst, Literatur, Journalismus, Kino usw.; zeitlich vermischt, weil im Alltagswissen Jahrzehnte altes, frisch popularisiertes und archaisches wissenschaftliches Wissen z.T. unberechenbar amalgamieren; epistemologisch vermischt, weil das für die Alltagspraxis relevante Wissen auf ein handlungsorientierendes ‚Durcheinander‘ von deskriptiven und normativen Dimensionen angewiesen ist; und schließlich ontologisch vermischt, weil kulturelle Grundüberzeugungen in geschichteten Wissensformen existieren: als propositionales, sprachlich verfasstes Wissen, als stillschweigende (aber verbalisierbare) implizite Glaubensannahmen; als visuelle Repräsentationen, und als habituelles Können, d.h. als lokal und korporal gebundene Praxis.

Es steckt also eine Menge Wissen in der Geschlechterdifferenz. Dieser Umstand erfordert es, *Gender Studies* und *Science Studies* auf eine Weise zu verknüpfen, die die Genese von Wissen und Geschlechtern in einem Zug beobachtet. Dieser Aufsatz will jene spezifische Kreuzung von Wissenschaftsforschung und *Gender Studies* exemplarisch vorführen – mit einem Ausdruck von Joan SCOTT (2001): *Social Studies of Sexual Difference*.

Dabei reagiere ich zugleich auf zwei besondere Problemanlässe im *state of the art* der *Gender Studies*. Der Erste ist, dass die Betrachtung wissenschaftlicher Diskurse einerseits und die des Alltagswissens andererseits in den *Gender Studies* derzeit weitgehend unverbunden nebeneinander betrieben wird.⁴ Vor diesem Hintergrund geht es mir um

dafür, Frauen von voller Teilhabe an politischen Rechten auszuschließen. Erst in dieser Situation wurde auf einer fundamentalen Verschiedenheit der Geschlechter insistiert, die wesentlich in der Spezifität der Frau bestand. Mit unserer ‚Zweigeschlechtlichkeit‘ wurde gegen das Gleichheitspostulat eine Unvergleichbarkeit der Geschlechter herausgearbeitet und an den Körpern von Männern und Frauen diese politische These bewiesen.

⁴ Bezeichnend sind die komplementären Schwächen der bahnbrechenden Beiträge Garfinkels und Laqueurs zu den *Gender Studies*. GARFINKEL blockierte die Frage nach der Beteiligung von Wissenschaft an der Geschlechtsdifferenzierung mit der Feststellung, dass wir an Geschlechter nicht aus wissenschaftlichen Gründen glauben, sondern aufgrund der Teilnahme an einer Lebensform (1967, S. 122), also an Alltagspraktiken und unhinterfragten *gender beliefs*. So richtig diese phänomenologische Korrektur eines rationalistischen Vorurteils über ‚Wissen‘ ist, so übergeht Garfinkels scharfe (Alfred Schütz folgende) Kontrastierung von Alltag und Wissenschaft sowohl das Alltagswissen in der Wissenschaft als auch die Sättigung von Alltagswissen durch Wissenschaft. In dem Maße, in dem eine Lebensform von den symbolischen und technischen Produkten wissenschaftlicher Forschung durchdrungen wird, muss man auch nach deren Beteiligung an den Evidenzen der Zweigeschlechtlichkeit fragen, will man diese Lebensform verstehen. Laqueurs Studie wiederum hat ihre stärkste empirische Begrenzung darin, dass eine Diskursgeschichte sich auf *nachträgliche* Deutungen einer elementaren Geschlechterunterscheidung (im Alltag, bei der Geburt) beschränkt, deren Stattfinden sie nirgends in Zweifel zieht. Durch das Unterlassen dieser (von ethnologischen Studien

die Entwicklung einer Perspektive, die beides im Sinne einer umfassenden Wissenssoziologie der Geschlechterdifferenz integriert.

Der zweite Anlass liegt im aktuellen Zustand jener Unterscheidung, die gerade wissenschaftliches Wissen organisiert: die von *sex* und *gender*. Der Begriff *gender* bezeichnete spätestens seit den 1970er Jahren irgendwie alles an der Geschlechterdifferenz, was nicht Biologie ist: persönliche Identität, familiäre Sozialisation, kulturelle Stereotypen, Sprechverhalten und grammatische Strukturen, Macht- und Liebesbeziehungen, ökonomische Lebenslagen, soziale Ungleichheit usw. Was diese Heterogenität lose zusammenhielt, war die semantische Opposition zu einem Gegenbegriff – *sex*. Diese semantische Opposition trägt nicht mehr recht. Ebenso wie man heute sagen kann, *sex* sei schon immer *gender* gewesen (BUTLER 1991; LAQUEUR 1992), kann man den Gegenstand der *Gender Studies* als *sexing humans* charakterisieren (so wie Garfinkel dies schon nahelegte). Diese Entgrenzung der Begriffe wirft erhebliche Reflexionsprobleme auf, für die eine distanzierte wissenssoziologische Betrachtung klärend wirken kann.⁵ Ich will beleuchten, auf welche Weise *Gender Studies* und *Sex Studies* in einen kulturellen Zusammenhang eingestuft sind, der fortlaufend zwei Geschlechter unterscheidet. Wie schließen Natur- und Kulturwissenschaften an die kulturelle Praxis der Geschlechterunterscheidung an? Wie nutzen sie sie zur Produktion von Wissen? Und wie tragen sie zur Stabilisierung oder Transformation geschlechtlich differenzierter Lebensformen bei?

Mein Ziel ist es, exemplarisch jene Anschlussstellen zu beleuchten, an denen wissenschaftliches Wissen verschiedener Disziplinen die Alltagsevidenzen der Zweigeschlechtlichkeit stützt oder transformiert. Ich werde dafür keine empirische Detailanalyse eines Falles durchführen, sondern eine kursorische Betrachtung einer Reihe von Fällen, eine Survey gewissermaßen, die ich punktuell mit Einzelfällen vertiefe.⁶ Diese Survey werde ich nicht in historischer Chronologie darstellen, sondern mit der analytischen Unterscheidung von vier Funktionen wissenschaftlichen Wissens in einem kulturellen Zusammenhang. Diese Funktionen verstehe ich als analytischen Rahmen für eine historisch vergleichende Wissenssoziologie der Geschlechterdifferenz. Es sind die Entwicklung einer Kosmologie der Geschlechterdifferenz, ihre Verankerung in einer Ontologie, die Verfeinerung der Methodologie der Geschlechterunterscheidung und die Entwicklung von Technologien, die geschlechtlich differenzierte Körper aufrechterhalten oder transformieren. Diese Gegenüberstellung von *Sex*- und *Gender Studies* zielt auf einen Orientierungsgewinn für die kulturwissenschaftliche Geschlechterforschung und auf die Korrektur einiger ihrer Selbstmissverständnisse: Die

nahegelegten) Frage suggeriert Laqueur eine Art Kern des anatomischen Geschlechtsunterschieds, der der gewaltigen Historizität des Körpers entzogen scheint, die dieser Autor demonstriert.

⁵ Konsequenzen der Erosion der *Sex*-*Gender*-Unterscheidung habe ich in HIRSCHAUER 2004 betrachtet. Sie liegen im Wesentlichen darin, dass die *Gender Studies* die naturwissenschaftliche Geschlechterforschung nicht länger als politischen 'Opponenten', sondern als intellektuellen *Konkurrenten* betrachten muss, mit dem sie ein *gemeinsames* Erkenntnisziel teilt: die Erforschung der geschlechtlichen Differenzierung.

⁶ Zwei weitere Einschränkungen sind zu machen: Ich befasse mich vorwiegend mit zirkulierendem Wissen, begeben mich also nur gelegentlich auf die Ebene der Geschlechterdifferenz als einer je lokalen wissenschaftlichen Praxis. Und ich fokussiere Fälle, in denen Wissenschaft Interesse an der Geschlechterdifferenz hegt und wach hält, und nicht wo sie es selbst verloren hat; ich vernachlässige also Beiträge wissenschaftlicher Disziplinen zur Geschlechtsneutralität.

'Dekonstruktion' ist nicht einfach ein kritisches kulturwissenschaftliches Verfahren, sie gehört vielmehr zu den kulturellen Repertoires, mit denen die Praxis der Geschlechterunterscheidung an ihren ontologischen Aggregatzuständen arbeitet – ob im Medium von Diskursen, Technologien oder Lebensstilen.

2. Kosmologie und Inklusion: Wie das Geschlecht heimisch gemacht wird

Es ist eine alte, von Emile DURKHEIM und Marcel MAUSS (1987) formulierte Hypothese, dass Gesellschaften die Unterscheidungen ihrer menschlichen Mitglieder auch zur Klassifikation der Dingwelt nutzen. So werden auch Geschlechterunterscheidungen auf die Welt projiziert, in der sie vollzogen werden.⁷ Solche Universalisierungen der Zweigeschlechtlichkeit finden sich etwa im grammatischen Genus (wenn beliebige Substantive ein Geschlecht bekommen)⁸; sie finden sich in der ökonomischen Geschlechtsdifferenzierung von Warensortimenten (man denke nur an Windeln oder Parfums), aber auch in der Geschlechtsdifferenzierung des Himmelspersonals, mit der polytheistische Religionen die Geschlechterdifferenz auch überirdisch verankern. Durch die Inklusion aller möglichen kulturellen Objekte in eine duale Ordnung entsteht eine *Geschlechterkosmologie*.

Die neuzeitliche Wissenschaft hat nun vor allem *Lebewesen* der Optik einer 'Geschlechter' unterscheidenden Gesellschaft unterzogen. Dabei war die naheliegendste Selbstvergewisserung dieser Optik ihre Ausdehnung auf 'den Menschen', also ihre Etablierung als *anthropologisches Faktum*. Hierfür waren vor allem zwei Probleme zu bewältigen: das methodisch-praktische Problem, von dem zahlreiche ethnographische Studien berichteten (DEVEREUX 1967), wie man angesichts der Kulturspezifität von *gender codes* den Ortsansässigen ihr richtiges Geschlecht zuschreibt. Und das theoretische Problem, wie man dritte oder weitere Geschlechtskategorien in Stammeskulturen *erklären* soll, die sich nicht ohne weiteres einem dualen Schema subsumieren lassen. Man muss diese Phänomene nicht als Beleg einer Pluralität von Geschlechtskonstruktionen anführen – so wie ich es selbst eben noch tat – man kann, wie die Geschichte der Anthropologie zeigt, auch verschiedene Register der kulturellen *Assimilation* solcher Anomalien in eine duale Geschlechterkosmologie entwickeln.

Eines, das abweichende Klassifikationen wieder auf zwei 'eigentliche' Kategorien reduziert, ist der Export *sexualwissenschaftlicher* Diagnosen in andere Kulturen. So erkannte man im 18. Jahrhundert etwa im Typus des nordamerikanischen *berdache* Hermaphroditen, im 19. Jahrhundert Homosexuelle, und im 20. Jahrhundert meinte man endlich zu wissen, dass es 'eigentlich' Transsexuelle sind (HIRSCHAUER 1993 S. 66ff.). Ein anderes Register ist die evolutionistische Assimilation über die Unterscheidung

⁷ DURKHEIM und MAUSS meinen zwar, dass der Einfluss der Geschlechterdifferenz bei den kosmologischen Teilungen „beträchtlich“ gewesen sein muss (1987, S. 191), klammern die Behandlung des Themas allerdings explizit aus. Dies dürfte seinen systematischen Grund darin haben, dass sie sie nicht für ein 'astreines' *soziales* Phänomen halten. Das müsste sie aber sein, um sich ihrem kausalanalytischen Argument einfügen zu lassen, das 'Soziales' und 'Wissen' als Variablen einander gegenüberstellt. Zu methodologischen Problemen bei Durkheim/Mauss siehe COSER (1988), zur Kritik daran, den 'Soziozentrismus' für 'primitive' Gesellschaften reservieren zu wollen: KNORR (1994).

⁸ So jedenfalls in der Sicht von Grammatikern. Kritisch dazu: LEISS 1994.

niederer und höherer ‚Rassen‘ (eine Figur, die sich übrigens auch bei DURKHEIM findet: 1988, S. 103ff.). Eine geringere Geschlechterdifferenzierung wurde noch um die Wende zum 20. Jahrhundert einem niedrigen ‚Entwicklungsstadium‘ zugeschrieben. Und schließlich kann man auch mit einem opportunistischen Registerwechsel auf ‚Kultur‘ als Erklärung für fremdartige außereuropäische Geschlechtskategorisierungen zurückgreifen, während man für das heimische Äquivalent biologische oder psychologische Erklärungen veranschlagt. Mit solchen und anderen Erklärungsmustern bot anthropologisches Wissen dem im Kulturkontakt verunsicherten Alltagswissen Europas lange eine Bestätigung seiner Basisunterscheidungen.

Die Frage, ob ‚Fremde‘ kulturell assimiliert oder in ihrer Fremdheit belassen oder gar exotisiert werden, taucht aber auch im Umgang mit anderen Lebewesen auf. Die überwältigende Botschaft biologischen Wissens ist die universelle geschlechtliche Zweiteilung der Fauna. Die Biologie schließt ‚den Menschen‘ in eine natürliche Welt aus zwei Geschlechtern ein. Die Sexuierung von Tieren (und z.T. auch Pflanzen) stiftet eine anthropozentrische Vertrautheit mit fremden Kreaturen: Die Welt wird zur Arche, angefüllt mit Mitbewohnern einer zweigeschlechtlichen Welt. Der Stabilisierungseffekt dieses Wissens für die Praxis der Geschlechterunterscheidung liegt darin, dass die menschliche Geschlechterdifferenz *heimisch* gemacht wird in einem zweigeschlechtlichen Kosmos: Sie wird durch eine Welt gespiegelt, die ‚immer schon‘ von dieser Differenz geprägt war.

Für diese anthropozentrische Gestimmtheit einer zweigeschlechtlichen Natur gibt es verschiedene Indizien. Eines ist, dass die Sexuierung der Tierwelt offenkundig mit ihrem ‚Verwandtschaftsgrad‘ mit dem Menschen zunimmt. So hat die Alltagssprache artspezifische Geschlechtstitel vornehmlich für *Haustiere* entwickelt – für Huhn und Hahn, Katze und Kater usw. – nicht aber auch für Fische oder Reptilien. Ein anderes Indiz ist, dass die Geschlechtzuschreibung an Naturphänomene historisch variiert, und zwar mit der Veränderung des jeweiligen Sinnbedarfs für die Geschlechterbeziehungen einer Epoche (HAUSEN 1976). Transformationen dieser Beziehungen führen auch zu veränderten Naturbeschreibungen. Für die Botanik hat dies LONDA SCHIEBINGER (1993) demonstriert.

Diese historische Variation verweist aber auch darauf, dass die biologische Geschlechterkosmologie keineswegs bruchlos ist: Die neuzeitliche Biologie wäre keine Wissenschaft, würde sie kulturelle Selbstverständlichkeiten nicht auch mit ‚Anomalien‘ irritieren. So kennt die Zoologie unserer Tage auch eingeschlechtliche und zwittrige Arten oder solche mit ökologisch determiniertem Geschlechtswechsel.⁹ Auch für solche Anomalien aber gibt es Register der kulturellen Inklusion. Neben der einfachen Abkapselung als biologisches Spezialwissen findet sich hier vor allem die Hierarchisierung von Gattungen: Die Geschlechterteilung von Lebewesen lockert sich, wie schon gesagt, mit dem Abstand vom ‚Menschen‘. Die zoologischen Anomalien profilieren dann dessen Zweigeschlechtlichkeit zusammen mit der anderer ‚höherer Arten‘.

Umso problematischer für die Geschlechterkosmologie war daher immer schon das Auftauchen von Anomalien bei kulturellen Objekten, die weder ‚niederen Arten‘ noch ‚niederen Gesellschaften‘ angehören. Angehörige der *eigenen* Gesellschaft sind der kritischste Fall einer Universalisierung der Geschlechterdifferenz, weil diese Wesen ja im Prinzip aktiv an der Herstellung der Kosmologie teilhaben können. Diese Empfindlichkeit für innerkulturelle Anomalien gab Anlass zur Entwicklung komplexer *medizinischer* Inklusionsregister. Zum einen wurden und werden zahlreiche Behandlungstechniken zur physischen Normalisierung körperlicher Spielarten entwickelt, am aufwändigsten für Hermaphroditen. Zum anderen wurde an eben diesen Fällen eine disziplinenübergreifende Differenzierung des Geschlechtsbegriffs entwickelt, mit der Anomalien flexibler integriert werden konnten: die Unterscheidung von *sex* und *gender*. *Gender* bezeichnete zuallererst ‚Geschlechtsidentität‘ und war eine Verlegenheitsformel für ein Theorieproblem der Psychoanalyse: Wie lässt sich die Annahme der Kastrationsangst dogmatisch aufrechterhalten, wenn es doch Menschen gibt, die ihre körperliche Integrität offenbar zugunsten von irgendetwas anderem preisgeben?

Die Antworten auf diese Frage schufen Spielraum für eine Kategorie von Menschen, die wegen einer Störung ihrer *gender identity* die Bedeutung ihrer Genitalien für ihre Geschlechtszugehörigkeit bestreiten, – etwa so wie Kinder, die den Geschlechtsunterschied ‚verleugnen‘. Die Inklusionsleistung solcher Hilfstheorien der Geschlechtsverknüpfung bestand darin zu erklären, warum ein Mensch sein ‚eigentliches‘ Geschlecht nicht erkennen kann (HIRSCHAUER 1993, S. 341). Sie eröffnen Spielräume in der Geschlechterkosmologie, während sie zugleich die Alltagsmethoden der Geschlechterunterscheidung bestätigen.

Rekapituliert man die bisher genannten Fälle, so scheint es, dass wissenschaftliche Disziplinen die Geschlechterdifferenz als Sinnwelt expandieren: durch Beschreibungsweise, die sie universalisieren und durch theoretische Erklärungen, die auch noch die Einschließung von Anomalien in diesen Kosmos sichern. Auch die Idee einer Differenzierung des Geschlechtsbegriffs entstand im Hinblick auf das Bezugsproblem der Inklusion und der Aufrechterhaltung einer dualen Kosmologie: Der Geschlechtsunterschied ist verbreitet in der Welt und kennt nur Ausnahmen, die sein einfaches Gegeben sein wieder bestätigen. Unsere Geschlechterkosmologie ist also an ihren Rändern offen für Variation und Unordnung (für *gender trouble*), aber im Kern universalistisch: Eine Geschlechtszugehörigkeit soll jedem Menschen, jedem höheren Lebewesen, und jeder intelligiblen Seele zugeschrieben werden.

3. Ontologie: die Verankerung in Natur und Fatalität

Mit der Universalisierung der Geschlechterdifferenz eng verknüpft ist ein weiterer Beitrag wissenschaftlichen Wissens zur Praxis der Geschlechterunterscheidung: ihre ontologische Verankerung in einem der beiden ‚primären Rahmen‘ (GOFFMAN 1980). Mary DOUGLAS hat dargelegt, dass ein grundlegendes Stabilitätsmoment von sozialen Konstruktionen in ihrer ‚Naturalisierung‘ liegt, d.h. in einer gewissen Selbstverschleiern ihres Konstruktionscharakters (a.a.O., S. 84). Dies wird schon in der Alltagspraxis der Geschlechterunterscheidung sehr weit getrieben: durch den Rückgriff auf eine körperliche Symbolik für die soziale Klassifikation (LINDEMANN 1993); durch die prä-reflexive Sedimentierung der Darstellungspraxis in den Körpern, die sie vollziehen (HIRSCHAUER 1993), durch Alltagstheorien von der ‚Naturhaftigkeit‘ der Expressivität

⁹ Die Rennechsen z.B. kennen nur ein Geschlecht, und zwar, wie es heißt, das weibliche. Stets zwittrig existieren Zackenbarsche und Regenwürmer. Die Sonnenbarsche haben dagegen drei Sorten Männchen. Die Strumpfbandnattern sind ein Fall von sexueller Mimikry („Parfüm-Transvestiten“). Und Korallenfische schließlich wechseln von sich aus das Geschlecht, und zwar – soziologisch hochinteressant – in Abhängigkeit vom Geschlechterproporz in ihrer Umwelt (CREWS 1987, 1994).

und der Arbeitsteilung von Männern und Frauen usw. An dieses ontologische Grundverständnis schließen auch wissenschaftliche Naturalisierungen an: Repräsentationen einer sozialen Praxis als ein Natur-Phänomen, das in *körperlichen Substanzen* besteht.

Die alte grundlagentheoretische Frage der Biologie ist, 'wo genau' die Essenz des Geschlechtsunterschieds 'ursprünglich' lokalisiert ist. Sie wurde in der Geschichte der Biologie unterschiedlich beantwortet: in der 'Hitze der Körper' wie im System Galens (LAQUEUR 1992), in den Gonaden, in der Chromosomenstruktur, in der Hirnstruktur, in Aminosäuresequenzen usw.¹⁰ Der ursprüngliche Ort der Geschlechterdifferenz wird wissenschaftlich also über den Körper verschoben, in jedem Fall aber platziert die Biologie die Entstehung zweier Geschlechter in einer außersozialen Substanz. Auf dieser Basis lassen sich im 20. Jahrhundert zwei Reihen von Ableitungen aufbauen: eine ontogenetische, die Verhaltensdispositionen mit körperlichen 'Anlagen' erklärt (so argumentiert die Genetik); und eine phylogenetische Ableitung, die *Homologien* zwischen dem Verhalten von Männern und Frauen und dem ihrer evolutiven 'Vorfahren' behauptet. (So argumentiert die Soziobiologie bzw. die Evolutionäre Psychologie; HARAWAY 1995).

Diese biologischen Erklärungen von menschlichem *Verhalten* haben bekanntlich starke Gegendiskurse hervorgerufen, die ihre Schwungkraft gerade aus der Überschreitung symbolischer Grenzen durch die Biologie bezogen: der Artenschränke und dem Zeitpunkt der Geburt, ab dem andere Disziplinen ihre Claims errichteten. Seit den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts beginnt sich die Forschung zur Geschlechterdifferenz durch eine Unterscheidung zu organisieren, die die genannten Ableitungen *blockiert*: eben die von *sex* und *gender*. Sie fungierte zunächst – in der Behandlung von Hermaphroditen und Transsexuellen – als disziplinäre Demarkationslinie zwischen somatischer und psychosomatischer Medizin, dann – für die Frauenforschung – auch als politische Demarkationslinie zwischen dem sozial Kontingenten und dem biologisch Gegebenen. Es sind also neben der Inklusionsthematik auch bestimmte strategische Bedeutungen in die *Sex-Gender*-Unterscheidung eingelassen: professionelle Ansprüche auf Kompetenzbereiche und politische Forderungen nach elementaren Teilhaberechten.

Das Auftauchen des *Gender*-Diskurses lässt es sinnvoll erscheinen, Douglas' theoretische Annahme, von der wir ausgingen, in zwei Hinsichten zu differenzieren. Zum einen wird man (wie auch bei anderen sozialen Institutionen) von einer historischen Variabilität von Naturalisierungen ausgehen müssen. Gesellschaften naturalisieren nicht alles und zu jeder Zeit gleichermaßen.¹¹ Zum anderen ist auch mit anderen Registern bei der Stabilisierung kultureller Konstruktionen zu rechnen, damit, dass kulturelle

¹⁰ Charakteristisch für die Naturwissenschaften ist dabei, dass diese Lokalisierungen mit invasiven Praktiken vollzogen werden: Die Kastration war ein zentrales Erkenntnisinstrument bei der Lokalisierung des 'Sexualtriebs' in den Gonaden (BREIDENSTEIN 1996), die 'Geschlechtsumwandlung' von Ratten ein wichtiges Verfahren bei der Erforschung hormoneller Geschlechtsdetermination (DÖRNER 1988), und für eine zur *Techno Science* gewandelte Molekularbiologie ist 'Manipulation' eben nicht nur ein technologischer Output, sondern schon der einzige Weg bei der Konstitution von 'Genen' (AMANN 1995).

¹¹ Dies gehört zu den Grundeinsichten historischer Studien zur Geschlechterdifferenz (etwa HAUSEN 1976; LAQUEUR 1992; HONEGGER 1991; FREVERT 1995): Mit Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft wurde das Geschlecht massiver naturalisiert als je zuvor. Insofern beschreiben die *Gender Studies* auch einen wissenschaftlichen 'Schritt zurück', der das Geschlecht wieder stärker als Kategorie sozialen Standes auffasst.

Objekte im Aufweichen und Erhärten von Reifikationen ihren ontologischen Aggregatzustand wechseln.

Betrachten wir mit dieser Hypothese den Gebrauch der Kategorie *gender*, so scheint sie zunächst eine 'radikale Abkehr' von naturalistischen Fassungen der Geschlechterdifferenz anzuzeigen. Nicht die Morphologie und Physiologie der Körper, sondern psychische und soziale Phänomene sollten thematisiert werden: Machtverhältnisse, Rollen, Stereotype und Identitäten, die unabhängig von der Anatomie eines Individuums variieren können. *Gender* ist ein antithetisches Konzept, das bestimmte Fragen der 'Gegenseite' ausklammert (insbesondere die nach der Beschaffenheit der Körper), um sich anderen zuwenden zu können: der Sprache, der Arbeit, den Beziehungen, der Ungleichheit im Leben 'der Geschlechter'.

Aber eben: 'der Geschlechter'. In den 1990er Jahren sind vielstimmige Zweifel laut geworden, ob die Demarkationslinie hält. Die Unterscheidung von *sex* und *gender* entpuppte sich zunehmend als eine ungleiche disziplinäre Arbeitsteilung, in der Biologie und Medizin für die 'Grundlegung' der Geschlechterdifferenz zuständig bleiben. Dies zeigt sich darin, dass in der Regel gerade *mit* der Opposition zur Biologie wesentliche Prämissen einer naturalistischen Fassung der Geschlechterdifferenz kontiniert werden: die Binarität, der Individualismus und die Fatalität der Zweigeschlechtlichkeit.

Die Annahme der Binarität wird in der kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung z.T. theoretisch explizit, aber häufiger noch ganz beiläufig reproduziert: durch die routinemäßige Mituntersuchung des Geschlechts als einer unabhängigen Variable in Pädagogik, Linguistik, Psychologie und empirischer Sozialforschung. Diese Variable hat besondere erhebungstechnische Vorteile. So gelingt die angestrebte und immer wieder an 'missing data' scheiternde Totalerfassung eines Samples in diesem Fall problemlos. Ferner muss – anders als bei Einkommen, Alter oder Persönlichkeitsitems – die Kategorienbildung auf dieser Dimension nicht mehr wissenschaftlich geleistet werden. Der spezifische Naturalismus der Nutzung von Geschlecht als binärer Variable liegt darin, dass sie *entscheidungsfrei* gehandhabt werden kann. Das ist attraktiv und wäre in diesen Disziplinen auch nur mit größerem Aufwand zu ersetzen.

Dieser erhebungstechnische Binarismus erlaubt es, 'die Geschlechter zu vergleichen' eine Praxis, die zu den kulturell elementaren Gebrauchsweisen der Geschlechterdifferenz gehört. Man findet sie auch bei Kindern, Lehrern, Eltern usw. Sie besteht darin, Sinn aus sozialen Kategorien zu gewinnen, indem man empirische Differenzen zwischen dem findet, was man zuvor kategorial differenzierte. Der Befund eines 'Unterschiedes' bestätigt die vorausgesetzte Unterscheidung, indem er sie nachträglich mit Sinn ausstattet. Wenn man auf dieser Basis Wissen produziert, kann man in *allen* Disziplinen Verteilungsphänomene aller Art erkennen: nicht nur Hormonkonzentrationen, Längenwachstum, Lebenserwartung und Fettgewebe, sondern eben auch Sozialprestige, Einfühlungsvermögen, Sprechpausen und Preise fürs Haarerschneiden. Das Finden von Geschlechtsunterschieden wird zum *Programm* einer Beobachtung *mit* dieser Unterscheidung – ob in der natur- oder kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung.

Neben dem Binarismus haben sich viele Ansätze in den *Gender Studies* auch den Individualismus von *sex* erhalten. Auch wenn man die Geschlechterdifferenz als soziales Phänomen fasst, wird sie doch immer wieder in oder an Individuen *lokalisiert*: in Biographie, Sozialcharakter und Sozialisation, d.h. in der Peripherie des Sozialen – in der Herstellung 'fertiger' Gesellschaftsmitglieder. Das Modell dafür lieferte die frühe Psychoanalyse. Sie übernahm die biologische Prämisse einer frühen

Geschlechtsdetermination in ihre Annahme einer ‚Geschlechtsidentität‘. Diese Annahme reifiziert die Unterscheidung zweier Geschlechter so, dass sie als Substitut für ihre Naturhaftigkeit funktionieren kann: Einmal gemacht, sind Männer und Frauen, da‘ und es liegt in ihrer psychischen Eigenart, zu sein, was sie geworden sind (STEMANN-ACHEAMPONG 1996). Die hierdurch gebotene Alternative zur biologischen Naturalisierung der Geschlechterdifferenz ist ihre biografische *Fatalisierung*.

Einen Teil dieser Fatalisierung erhalten sich nun interessanterweise auch jene kulturwissenschaftlichen Ansätze, die *gender* explizit vom Individuum dezentriert auffassen – die *Gender Studies* im oben angesprochenen engeren Sinne. Im Versuch der Erklärung der großen Stabilität der Geschlechterunterscheidung entwerfen sie hermetische Systeme, aus denen außer ‚Subversion‘ nichts mehr hinauszuführen scheint. Was für die Psychoanalyse frühkindlich prekär, dann aber unerschütterlich konstant war, ist für die Ethnomethodologie sozial kontingent, aber omnirelevant (WEST/ZIMMERMAN 1990), für den Poststrukturalismus ein performativer Effekt (BUTLER 1991), aber in einem System von Oppositionen, das wie eine totale Institution wirkt, die jede Geste und jedes Wort durchdringt – so wie der genetische Code jede Zelle.

Die kulturwissenschaftlichen Versuche einer ontologischen Verankerung der Geschlechterdifferenz arbeiten also an einer neuen primären Rahmung, aber sie scheinen bei der Bestimmung dessen, was *gender* eigentlich bezeichnen soll, mit einem Standbein in einer naturalistischen Ontologie zu bleiben. Auf dieser Basis stellen sich naturwissenschaftliches und sozialwissenschaftliches Wissen heute oft als *Register* dar, die im Alltag je nach Bedarf gezogen werden können. Ein Beispiel für solche Registerwechsel ist die Option Homosexueller, zur Zurückweisung von therapeutischen Interventionen in ihren Lebensstil wahlweise auf die Fatalisierung biografischer Ereignisse oder auf das ‚homosexuelle Gen‘ zurückgreifen zu können. Ein anderes Beispiel ist die elterliche Sinnggebung für Verhaltensweisen ihrer Kinder: Solange es darum geht, die eigenen von ‚missratenen‘ Kindern zu unterscheiden, stiften Sozialisationstheorien eine Menge brauchbaren Sinn, wenn es darum geht, hartnäckiges Fehlverhalten des eigenen Nachwuchses zu erklären, haben genetische Theorien zweifellos mehr zu bieten. Solche Registerwechsel gehören zu den Privilegien des pragmatisch geforderten Opportunismus des Alltagslebens.

Bei der Betrachtung der wissenschaftlichen Ontologien der Geschlechterdifferenz stellen wir fest, dass die Natur/Kultur-Unterscheidung auch in unserem Gegenstandsbereich gehandhabt wird, und zwar sehr flexibel. Wir könnten hier die Frage anschließen, wo der Ort unserer eigenen kulturalistischen Analyse ist, denn wir betreiben eine Beobachtung wissenschaftlichen Wissens aus der Wissenschaft heraus. Dabei stützen wir uns auf die intellektuellen Werkzeuge bestimmter Disziplinen: Wir sind von einer Konzeption ausgegangen, die die Geschlechterdifferenz primär in Praktiken lokalisiert. Außerdem haben wir uns (wie beiläufig auch immer) auf einen Ausschnitt kultur-anthropologischen und historischen Wissens gestützt, das selbst als Exotisierungsregister innerhalb eines *dekonstruktiven* Repertoires der Geschlechterdifferenz analysiert werden könnte.

Da wir aber gerade damit befasst sind, an einem solcher Repertoire zu arbeiten, werden wir unsere Analyse nicht so schnell symmetrisieren, sondern weiter versuchen, auszuschöpfen, was eine kulturalistische Perspektive zu bieten hat. Wir wollen nicht nur deren Reflexionspotential demonstrieren und sie dann in Reflexivität verflüchtigen,

sondern sie weiter zur Auflösung der Substantialisierungen sozialen Lebens – einschließlich der kunstvollen Reifikationen anderer Disziplinen – einsetzen.

4. Methodologie: die Konkurrenz und Monopolisierung von Geschlechtsbestimmungsverfahren

Betrachten wir daher einen dritten Beitrag der Geschlechterforschung zum kulturellen Wissen von der Geschlechterdifferenz. Er gilt dem Problem der Durchführung der Unterscheidung, also den *Methoden* der Klassifikation. In den meisten Disziplinen wird hier zunächst fraglos auf die Alltagsmethode der Geschlechtsattribution zurückgegriffen (wie sie die Ethnomethodologie expliziert hat): Man orientiert sich an der äußeren Erscheinung oder (in Telefoninterviews) an der Stimme. Dies gilt für fast alle genannten Humanwissenschaften, aber auch in vielen Naturwissenschaften, etwa wenn Personen, deren Blutwerte erhoben werden, zunächst mit denselben Verfahren klassifiziert werden wie die im Labor beschäftigten KollegInnen.

Neben der Alltagsmethode finden sich jedoch verschiedene außeralltägliche Methoden der Geschlechtsbestimmung, lokal begrenzte Sonderverfahren wie Chromosomen- und Hormonanalysen, genetische und psychologische Tests oder die Methoden pränataler Geschlechtsdiagnostik.¹² Es handelt sich insofern um *Sekundärverfahren* der Geschlechtsbestimmung, als sie notwendig auf der Alltagsmethode aufbauen. Um etwa festzustellen, dass Männer diesen Testosteron-Wert und jene Chromosomenstruktur haben, und Frauen jene Werte und diese Chromosomen müssen Männer und Frauen erst einmal unterschieden werden. Ohne diesen Zusammenhang könnten die Verfahren gar nicht an das Sprachspiel anschließen, das die Kategorien ‚Mann‘ und ‚Frau‘ verwendet. Allerdings können sie im Einzelfall zu abweichenden Ergebnissen kommen. Schauen wir uns exemplarisch einige Methoden an.

Die Zoologie hat das spezifische Problem zu lösen, dass sie mit ihren Verfahren, das Geschlecht von Tieren zu identifizieren, nicht an die Alltagsmethode für Menschen anschließen kann, ja es kann sogar grundsätzlich ausgeschlossen sein, an der Geschlechtscodierung mancher Tierart teilzunehmen, wenn diese etwa in geruchlichen Signalsystemen besteht, man könnte auch sagen: wenn das *gender* dieser Tiere nicht visuell, sondern olfaktorisch kommuniziert wird. Auch dann werden Sekundärverfahren entwickelt: etwa chirurgische Bestimmungsmethoden, um die Teilnahmebeschränkung an der innerartlichen Kommunikation über Geschlecht kompensieren zu können (BIRDWHISTELL 1970).

Im Gegensatz dazu schließen psychologische Tests oft explizit an die Stereotypen der innerartlichen Kommunikation an. Kulturelle Codierungen von Persönlichkeitseigenschaften als ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘, wie sie sich verdichtet in den Massenmedien finden, werden nicht einfach kritisiert, sondern vielmehr genutzt, um entsprechend ihrem vermischten Vorkommen in Individuen artifizielle Geschlechtskategorien herzustellen: Feminine, Maskuline, Androgyne und Unbestimmte. Die Stereotypen werden also zu Geschlechtskriterien reifiziert, um dann ‚überraschende‘ Mischungen und neue

¹² Solche außeralltäglichen Geschlechtsbestimmungsverfahren gibt es nicht nur in wissenschaftlichen Disziplinen, sondern auch in der juristischen Praxis. Das prominenteste Beispiel ist der ‚Geschlechtseid‘, mit dem sich Zwitter noch bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts mündlich und vestimentär auf ein Geschlecht verpflichten konnten und damit gegenüber medizinischer Diagnostik das letzte Wort behielten (HIRSCHAUER 1993, S. 69ff.).

Geschlechtskategorien zu präsentieren. Und je konsequenter Persönlichkeitsattribute sexuiert werden, desto mehr zwischengeschlechtliche Individuen lassen sich auch ‚entdecken‘.¹³

Solche Entdeckungen folgen einem Forschungsinteresse, dem die Anforderungen einer alltagstauglichen und für alle verbindlichen Geschlechtszugehörigkeit zunächst gleichgültig sind. Im Einzelfall können aus dieser Indifferenz jedoch autoritative Entscheidungen abgeleitet werden, die die legitime Geschlechtszugehörigkeit einer Untersuchungsperson betreffen. Es kommt zu einer *Konkurrenz von Geschlechtsbestimmungsmethoden*, wenn Subjekt und Objekt einer Geschlechtsklassifikation auf verschiedene Verfahren zurückgreifen.

Ein plastischer Fall ist die pränatale Geschlechtsdiagnose. Für die (provisorische) Erstausrüstung einer Person mit einer Geschlechtszugehörigkeit gibt es ein traditionelles geschlechtsprognostisches Alltagswissen. Es besteht aus einer spekulativen Kombinatorik von ‚äußeren Anzeichen‘ – etwa die Form des Bauches, der Zustand der Haut oder die ‚Gelüste‘ der Schwangeren. Wir würden heute nicht mehr auf jene schönen Verfahren setzen, wie sie noch im Frankreich des 17. Jahrhunderts gepflegt wurden: z.B. zu prüfen, welche Kinderkleidung länger auf dem Wasser schwimmt, oder die Schwangere auf den Schoß zu nehmen, um zu schauen, welcher ihrer Füße tiefer hängt (GELIS 1989, S. 146f.). Aber auch heute zählt für Schwangere das haptische und intuitive Wissen, das sie in der intrakorporalen Kommunikation mit dem Ungeborenen erwerben (ROTHMAN 1989, S. 132f.) – ein Wissenstyp, auf den vor allem Barbara DUDEN (1987, 2002) aufmerksam gemacht hat.

Diesen Alltagsmethoden stehen nun schwangerschaftsdiagnostische Techniken gegenüber, die sich zur Geschlechtsprognose eignen, vor allem Ultraschall-Untersuchungen, aber auch Amniozentese und genetische Tests. Bei der Erstzuschreibung der Geschlechtszugehörigkeit an neue Gesellschaftsmitglieder begegnen sich daher heute ein traditionelles ‚Ratespiel‘, das ein vielseitiges ‚Setzen‘ ermöglicht und von einem Wissen getragen wird, ‚dass man es eigentlich nicht wissen kann‘ – und ein wissenschaftliches Wissen, das zu der *Entscheidung* zwingt, ob man es haben will oder nicht. Das Kindsgeschlecht kann also heute frühzeitig in den Bereich des positiven Wissens gezogen, ihm aber auch explizit wieder im Sinne einer ‚Wiederverzauberung‘ entzogen werden. Schwangere müssen sich entscheiden: entweder das Kindsgeschlecht ‚definitiv‘ mitgeteilt zu bekommen oder es bis zur Geburt in einem Raum des gewollten Nicht-Wissens, der hoffnungsvollen Ahnung und der Phantasien zu belassen.

In der gynäkologischen Praxis kann man nun beobachten, dass die Option, das Kindsgeschlecht nicht ‚definitiv‘ wissen zu wollen, von der jeweiligen ärztlichen Handhabung des Ultraschall mitbestimmt wird: vom ‚Ausplaudern‘ einer rabiaten Geschlechtsaufklärung über die Frage nach dem Wissenswunsch, das vorgetäuschte

¹³ Man kann dann z.B. herausfinden, dass „die Androgynen Informationen weniger nach ihrem geschlechtstypischen Gehalt“ ordnen (ALFERMANN 1995, S. 40), also kognitiv anders funktionieren als das Forschungspersonal. Natürlich kann man nicht nur Körper- und Persönlichkeitsmerkmale, sondern – wie in der differenzfeministischen Sozialforschung – auch Verhaltensweisen (Sprechstile, Führungsverhalten, Schreibweisen usw.) mit dieser Optik betrachten. Was passiert, wenn man sie in einem zweiten Schritt zu Geschlechtsmerkmalen reifiziert, hat in bis heute nicht eingeholter Weise der Sexualwissenschaftler Hirschfeld demonstriert: Es kommt zu einer wahren Explosion von Geschlechtskategorien (HIRSCHFELD 1918).

Unwissen bis zur kollaborativen Geheimniswahrung. Häufig *stimuliert* die ärztliche Informationspolitik den elterlichen Willen zum Wissen, weil die Option der ‚Wiederverzauberung‘ des Kindsgeschlechts gegen einen ‚besserwissenden‘ Experten aufrechterhalten werden muss.

Ein zweiter Effekt der Konkurrenz von Bestimmungsmethoden ist das Hochtreiben von Ansprüchen auf ein ‚wahres‘ Geschlecht. Sehr scharf tritt dies beim Fall eines Geschlechtswechsels zutage, wenn Personen ihr subjektives Empfinden als einzig legitimen Ort des Wissens von einer Geschlechtszugehörigkeit behaupten gegen Labordaten. Sie können dabei mit einer ambivalenten Unterstützung durch psychoanalytische Methoden der Geschlechtsattribution rechnen, für die ein Selbst-Wissen der Subjekte zentral ist, das allerdings zunächst als bloße Symptomschilderung einem Selbsttäuschungsverdacht unterliegt und zu prüfen ist.

Anders liegt der Fall in der Sportmedizin, wenn in einem durch massive geschlechtliche Segregation bestimmten Feld die geschlechtliche Mobilität von Personen überwacht wird. Geschlechtsexklusive sportliche Konkurrenzen verlangen nach eindeutigen Männern und Frauen. Und Urintests oder Chromatinanalysen müssen sie herstellen. Im Hinblick auf das Wissen der Teilnehmer haben wir, wenn es um das Aufspüren von Anabolika geht, einen Täuschungsfall. Wenn es jedoch um eine ungewöhnliche Chromosomenausstattung geht, so ist die von der Sportmedizin eines anderen Geschlechts überführte Athletin oft explizit ahnungslos. Es sei denn, sie ist schon einmal folgender kultureller Praktik begegnet:¹⁴ Man macht einen Abstrich von der Mundschleimhaut oder reißt ein Haar aus, um seine Wurzel zu isolieren. Diese Objekte werden mindestens zwei Minuten in 70% Alkohol fixiert und anschließend mit einem roten Farbstoff (aus Phosphorwolframsäure) gefärbt. Nach dem Färben werden sie erneut in Alkohol gespült und mit einer grünen Farbe bei etwa 22 Grad gefärbt und erneut gespült. Anschließend betrachtet man die Objekte unter dem Mikroskop und sucht nach einer roten Struktur vor grünem Hintergrund. Diese Struktur heißt Chromatinkörperchen und entscheidet über die Geschlechtszugehörigkeit.

In einem bemerkenswerten Kontrast zur Etablierung subkultureller Lebensstile, die das Wissen von der Geschlechtszugehörigkeit exklusiv für ein subjektives Selbsterleben beanspruchen, sind solche Laborverfahren ebenso exklusiv in der Hand von ExpertInnen. Und in beiden Fällen wird durch eben diese soziale Form einer scharf ungleichen Verteilung des Wissens auch das Phänomen Geschlecht definiert: Es *ist* dann eben etwas, das ein Sprecher über einen anderen sagen kann, ohne dass dieser hiervon irgendetwas wusste – *oder* es ist gerade dasjenige, was nur ein Subjekt über sich selbst wissen kann und das andere sowenig korrigieren können wie seine religiöse Überzeugung. In *beiden* Fällen ist es die scharf *ungleiche Wissensdistribution*, die die Härte von *sex* wie *gender* konstituiert, ob in dem Sinne, dass es als ‚objektives‘ Ausschlusskriterium einer Sportveranstaltung durchgesetzt werden kann, oder als ‚subjektive‘ Letztbegründungsformel eines Lebensstils.¹⁵

Der paradigmatische Fall für dieses Hartmachen von Geschlechtszuschreibungen ist natürlich die Geburt. Der Aspektionsbegriff in der Soziologie hebt hier immer

¹⁴ Die folgende Darstellung ist eine starke Vereinfachung und Verkürzung des in den 1960er Jahren üblichen Verfahrens der Chromosomenanalyse (JÖRGENSEN/EBERLE 1972, S. 86ff.)

¹⁵ Ich impliziere damit die Hypothese, dass biologische Verfahren der Geschlechtsbestimmung in der Hand von Laien (etwa ‚domestizierte‘ genetische Tests) ein weniger stabiles *sex* konstituieren würden.

hervor, dass jemand für einen solchen Status (im Gegensatz zu beruflichen Positionen) nichts leisten muss, wichtiger scheint mir: Sie muss ihn noch nicht einmal kennen. Es liegt auf der Hand, wie dies die Klassifikation von Personen stabilisieren kann. Wenn zwei Parteien etwas gleichberechtigt wissen können, ist die Möglichkeit der Aushandlung immer impliziert. Wenn *nur* Eltern und Geburtshelfer oder nur Labormediziner es wissen können, oder wenn *nur* ein sich selbst exklusiv erlebendes Subjekt es ‚letztlich‘ wissen können soll, dann ist Geschlecht – ob als *sex* oder *gender* – ein hartes soziales Faktum. Wissenssoziologisch rekonstruiert, *besteht* dieser Aggregatzustand der Geschlechtszugehörigkeit in beiden Fällen darin, die Methoden der Geschlechtszuschreibung sozial unzugänglich zu gestalten.

5. Technologien: Kulturelle Eingriffe in die Geschlechtsdifferenzierung

Die bisher betrachteten Beiträge wissenschaftlicher Disziplinen zur Praxis der Geschlechterunterscheidung beruhen weitgehend auf Praktiken der Symbolverwendung: Bezeichnen, Beschreiben, Erklären. Daneben sind jedoch, wie gesagt, vor allem die Naturwissenschaften auf invasive Praktiken der Veränderung des Körpers angewiesen. Verschiedene medizinische Disziplinen dehnen diese technische Transformation und materielle Herstellung des Körpers nun über die Labormauern hinaus aus.

Diese Technisierung ist insofern nicht grundlegend neu, als sie an ältere Kulturtechniken der Geschlechtsdarstellung anschließt – die *Disziplinen der Attraktivität*, die die Körper ästhetisch polarisieren: Diätpläne und Weight-Watching, Bodybuilding, Hair-Styling, Fitness, Hautkosmetik und Bräunen. Seine physische Struktur ist immer schon sozialem Wandel unterworfen, er ist wie eine Plastik ein hybrides Artefakt, in das sich Gesellschaft *einschreibt*. In Bezug auf die Geschlechterdifferenz leisten medizinische Disziplinen eine ästhetische Polarisierung: Sie setzen am Körper fort, was die Mode auf dem Körper begann. Die bekanntesten wissenschaftlich-technischen Verfahren, die hier anschließen, sind die der plastischen Chirurgie: Brustimplantationen, Penisvergrößerungen, Potenzprothesen, Haartransplantationen und Face Lifting sind medizinische Technologien, die geschlechtlich differenzierte Körper ästhetisch *aufrechterhalten*.

Auch der medizinische Einsatz von ‚Sexualhormonen‘ hat solche polarisierenden Effekte: Östrogene werden gegen Defeminisierungen in der Menopause oder für die Feminisierung viriler Frauen eingesetzt. Sie können allerdings auch nivellierende Effekte auf die Fruchtbarkeit und die Körperformen von Männern haben – und zwar als ‚unerwünschte Nebenwirkungen‘ ihres Einsatzes bei Schweinen und Rindern.

Medizintechnologische Verfahren erlauben also Eingriffe in den ‚körperlichen Abstand‘ der Geschlechtskategorien. Sie erlauben aber auch neue Formen der Geschlechtszuweisung. Ein solcher Fall ist die Geschlechtsdetermination von Ungeborenen. Wie bei der Wahl von Sexualpartnern handelt es sich um eine praktizierte Geschlechtspräferenz. Das gesellschaftliche Interesse daran ist kein neues Phänomen. Es hat seit der Antike ein entsprechendes handwerkliches Wissen produziert, insbesondere wegen der Höherbewertung von männlichen Nachkommen (WILLIAMSON 1976).¹⁶ Zum

¹⁶ Bei hohen Geburtenziffern ist die einfachste Methode, den Geschlechtsproporz von Nachkommen zu beeinflussen, das *trial-and-error*-Verfahren einer Geschlechtsbestimmung per Geburtenkontrolle. Eine frühe Studie in den USA, die die Geschlechterverteilung von

traditionellen ‚Rezeptwissen‘ der Erzeugung von Jungen und Mädchen gehörten verschiedene Möglichkeiten der Beeinflussung: durch die Ernährungsweise und rituell-magische Praktiken und auch durch gewisse Sexualpraktiken.¹⁷

Rudimente dieses Wissens finden sich auch heute und sie werden auf neuen Wegen mitgeteilt: neben die verwandtschaftliche Kommunikation sind Elternzeitschriften und Bücher getreten mit Namen wie *Die Wunschkind-Diät* (FEICHTINGER/REIGER 1991). Vor allem werden die alten Praktiken heute aber auf neue medizinische Wissensgrundlagen gestellt. So kann man die alten Rezepte zum Zeugungszeitpunkt damit rationalisieren, dass für Spermien mit männlichem oder weiblichem Chromosom unterschiedliche Tempi und Lebenserwartungen kalkuliert werden (SHETTLES/RORVIK 1987). Vor allem aber lassen sich die alltäglichen Zeugungspraktiken vollständig durch klinische Verfahren der Geschlechtsselektion von Embryonalzellen ersetzen – entsprechende Versuche der Spermientrennung gibt es schon seit den 1930er Jahren. Zahlreiche amerikanischen Kliniken haben für diese Verfahren eine hübsche neue Pathologie erfunden: so genannte *sexually imbalanced families*.

In westlichen Gesellschaften ist der kulturelle Hintergrund dieser Pathologisierungschance weniger die alte Präferenz für Jungen. Sie ist nach der zweiten Frauenbewegung stark rückläufig (WILLIAMSON 1976; ARNOLD/KUO 1984). An ihre Stelle tritt eine Präferenz für Nachkommen unterschiedlichen Geschlechts.¹⁸ Vermutlich wirkt hier ein kultureller Bilderdiskurs über den idealen familiären Geschlechterproportion. Während die Verteilung der Geschlechter in Öffentlichkeit und Berufsleben mit hohem Bewusstsein durch ‚Quotierungen‘ gesteuert wird, nähren Werbespots und *soap operas* eher beiläufig Erwartungen von Elternpaaren, dass ihre eigene Geschlechtskomposition durch ihre Nachkommenschaft bestätigt werden möge: Die Geschlechterpräferenz für den Nachwuchs wird vornehmlich beim zweiten Kind virulent (ADELMANN/ROSENZWEIG 1978).

In anderen kulturellen Kontexten lädt dagegen eine starke fortbestehende Jungenpräferenz dazu ein, die neuen geschlechtsdiagnostischen Möglichkeiten mit archaischen Methoden der Geschlechtsselektion zu kombinieren: der Kindstötung bzw. Abtreibung. Dies führt in einigen asiatischen Ländern (besonders in Indien) inzwischen zu

Letztgeborenen kontrollierte (WINSTON 1932), zeigt den Effekt dieser Methode: Deutlich mehr Eltern stellten erst mit der Geburt eines Sohnes die Kinderproduktion ein.

17 Einige Beispiele: In der Steiermark vergrub man die Nachgeburt unter einem Birnbaum, wenn das nächste Kind ein Mädchen sein sollte, in der Slowakei wälzte man zur Knabenzeugung vor der Brautnacht einen Jungen im Ehebett herum und nähte eine Mütze in das Brautkleid ein (HOVORKA/KRONFELD 1909, S. 528ff.). Solche Rezepte haben oft eine vieldeutige kulturelle ‚Ladung‘. So heißt es in einigen Alpenländern, aber auch nach traditioneller jüdischer Vorstellung, dass sich Söhne nur dann zeugen lassen, wenn die Frau vor dem Mann zum Orgasmus kommt (WESTHEIMER/MARK 1996, S. 12). Dies klingt zunächst wie ein hübsches Ammenmärchen zur Qualitätssteigerung von Liebhabern, es enthält aber auch eine an die antike Tradition Galens anschließende Vorstellung von der Prominenz sexueller Erregung für Zeugung überhaupt und von der größeren ‚Hitze‘ des männlichen Geschlechts (LAQUEUR 1992).

Es ist ein über das gesamte letzte Jahrhundert berichteter demografischer Befund, dass Eltern von zwei gleichgeschlechtlichen Kindern stärker zu einem dritten Kind neigen als Eltern von verschieden-geschlechtlichen. Dieser Effekt verstärkt sich noch in den 1960er Jahren mit der Verbesserung von Empfängnisverhütungsmethoden, er sinkt jedoch seit Mitte der 1980er Jahre, als eine Generation von Eltern Familien plant, die in einem vergleichsweise egalitären Werte-horizont aufgewachsen sind (POLLARD/MORGAN 2002).

gravierenden Veränderungen der Geschlechtskomposition von Bevölkerungen.¹⁹ Im Fall der Geschlechtsdetermination wird die kulturelle Praxis der Geschlechterunterscheidung also von medizinischen Technologien z.T. erheblich tangiert.

Auf eine andere Weise gilt das auch für andere Verfahren der Reproduktionsmedizin, die ihren Nachfragerinnen ermöglichen, einen kulturell hoch bewerteten Sinn von Frau-Sein körperlich zu realisieren. Was die plastische Chirurgie ästhetisch tut, unterstützt die Reproduktionsmedizin funktional: Geschlechtlich differenzierte Körper aufrechtzuerhalten. Trotz dieser ‚konservativen‘ Basisfunktion sind diese Verfahren aber mit einigen radikalen Innovationen verbunden, darunter die Entkopplung von biologischer und sozialer Elternschaft. Ferner verändern sie das Personal der Fortpflanzung. Die kulturelle Vorstellungsmächtigkeit der ‚zweigeschlechtlichen Fortpflanzung‘ lebt ja sehr stark von der Stilisierung des Sexualaktes im Kontext verschiedengeschlechtlicher Paarbeziehungen: eine paarige (‚zwei‘), strikt Geschlechter verbindende Praxis. Dagegen wird nicht erst bei Hinzuziehung von Leihmüttern, auch schon bei der bloßen Insemination durch Hinzuziehung von Experten die Zahl der Beteiligten erhöht: Die biologisch ‚eigenen‘ Kinder werden sozial von immer mehr fremdem Personal erzeugt. Darüber hinaus verändert sich die geschlechtliche Qualität der ursprünglichen Fortpflanzungseinheit: In medizinischer Perspektive wird das Paar als Ganzes als – quasi hermaphroditischer – Patient betrachtet, was dazu führt, dass die Unfruchtbarkeit männlicher Körper extensiv an weiblichen Körpern behandelt wird (VAN DER PLOEG 1995).

Entscheidend aber scheint mir, dass die Effizienz der Reproduktionsmedizin davon abhängt, die Geschlechterdifferenz nicht nur theoretisch, sondern effektiv auf eine Differenz von Substanzen zu reduzieren, die von ihren Produzenten abgelöst und in ihrer Qualität optimiert werden. Für die In-Vitro-Fertilisation sind die primären Träger von Geschlecht nicht mehr Personen, sondern Laborsubstanzen. Deren Produzenten können dann auch mit einer quasi ‚geschlechtsneutralen Geschlechtskategorie‘ bezeichnet werden: Sie sind ‚Keimzellenspender‘. Das ist das Deutungsangebot der Reproduktionsmedizin an uns: Produzenten von Fortpflanzungsmaterialien zu sein, wie es Spender von Blut oder Organen gibt, ohne dass irgendeine persönliche Identität hieran anschließen müsste.

¹⁹ Die indische Regierung hat daher 1994, die chinesische 1995 die pränatale Geschlechtsdiagnostik verboten. Über die gesellschaftlichen Folgen stark ungleicher Geschlechterverteilungen spekulierte 1973 – für die USA – schon Amitai Etzioni: „Ein wachsender Teil der Bevölkerung würde keinen Ehepartner finden; Homosexualität und Prostitution würden [...] zunehmen. Und – da es weniger Frauen gäbe, würde es weniger Menschen geben, die sich für Kultur (Bücher, Theater, Kunst) interessierten oder sich mit der moralischen Erziehung der Kinder befassen [...]; andererseits würde es mehr Menschen geben, die konkurrierenden, materialistischen Betätigungen nachgingen [...]. Aus dem gleichen Grund würden die Gewaltverbrechen zunehmen“ (ETZIONI 1977, S. 18), kurz: „eine Gesellschaft mit den rauheren Zügen einer Wildweststadt“ (a.a.O., S. 279). Etzionis besorgte Extrapolation von ‚Geschlechtscharakteren‘ in die Zukunft macht deutlich, wovon die Steuerungsbedürftigkeit der Geschlechtsdetermination abhängt: davon, ob die Praxis der Geschlechterunterscheidung überhaupt sozial konsequenzenreich gehandhabt wird. Barbara Katz Rothman macht allerdings darauf aufmerksam, dass es hier auch einen Feedback-Effekt geben könnte: Wo Kinder mit ‚enttäuschender‘ Anatomie elterliche Geschlechtsstereotypen korrigieren konnten, könnten Wunschgeschlecht-Kinder eher an Stereotypen angepasst werden: „Wenn unsere Söhne als Söhne und unsere Töchter als Töchter ausgesucht wurden, dann werden wir sie ausschließlich geschlechtsgebunden sehen“ (ROTHMAN 1989, S. 140).

6. Schluss: kulturalistische und technologische Dekonstruktion

Meine Ausgangsfragestellung lautete, wie Wissenschaften die Geschlechterdifferenz zur Produktion von Wissen nutzen und wie sie die Geschlechterdifferenz durch ihre Wissensproduktion koproduzieren. Was könnten *Social Studies of Sexual Difference*, die das in der Geschlechterdifferenzierung enthaltene Wissen bei der Beobachtung wissenschaftlichen Wissens nicht übergehen, für Einsichten erzielen?

Schon eine kursorische Betrachtung wie die dieses Aufsatzes zeigt wissenschaftliches Wissen auf vielfältige Weise *eingemischt* in die kulturelle Praxis der Geschlechterunterscheidung. Einerseits ist die wissenschaftliche Produktion der Geschlechterdifferenz gefangen und befangen in den kulturellen Grundannahmen des Alltagswissens. Sie rekurriert in ihren Methoden und Fragestellungen laufend und unvermeidlich auf dieses Wissen: wenn sie sich ‚kritisch‘ von seinen Stereotypen distanziert oder diese gerade methodisch zuspitzt und variiert, wenn sie Geschlechter unterscheidet und Geschlechtsunterschiede ‚findet‘ usw. Umgekehrt nährt sie das Alltagswissen mit ihren kosmologischen und ontologischen Repertoires, die an Anomalien weiterentwickelt werden.

Dafür muss sie andererseits aber auch zahlreiche neue Theoreme, Methoden und Technologien liefern: symbolische Hilfskonstruktionen für die Assimilation von Anomalien, Sekundärverfahren der Geschlechterunterscheidung, zusätzliche Geschlechtskategorien und physische Reparaturen gemäß Körper-Normen, die sich ohne sie gar nicht aufrechterhalten ließen. Diese Hervorbringungen sind als Service-Leistungen an je bestimmte institutionelle Arrangements innerhalb der sozialen Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit angeschlossen: etwa als *gatekeeping* an die Geschlechtersegregation im Sport, als diagnostische Entscheidungshilfen an die Erkennbarmachung von Geschlecht im Alltag, als technische Unterstützungen körperlicher Funktionen an die soziale Organisation von Paarbeziehungen, oder als Sinnprothesen an das *sense-making* von Eltern, Lehrern und Identitätssuchenden. Dabei wird wissenschaftliches Wissen auch zu einem *Movens* der Irritation und Transformation des Alltagswissens, zu einem mächtigen Mitspieler zeitgenössischer Lebensformen, z.B. durch die Schaffung neuer Geschlechtskategorien (‚Samenspender‘, ‚Intersex‘, ‚Leihmütter‘). Diese Einnistung und Verschränkung mit dem Alltagswissen verliert man leicht aus dem Blick, wenn man sich selbst innerhalb eines wissenschaftlichen Diskurses bewegt oder sich den einen oder anderen zum Gegenstand nimmt.

Bei der Betrachtung der ontologischen Rahmungen, die durch die Kategorien *sex* und *gender* bereitgestellt werden, hatten wir ferner gesehen, dass es starke Momente einer Kontinuität von naturalistischen Elementen im *Gender*-Diskurs gibt. Jetzt müssen wir umgekehrt feststellen, dass die naturwissenschaftliche Technisierung der Geschlechterdifferenz Elemente von *gender* einschließt. So zeigen die technischen Veränderungen des Körpers von hartnäckig ‚identifizierten‘ Inhabern (z.B. Frauen, die an ihrem Kinderwunsch leiden) oder die Selektion von Föten zugunsten traditioneller Mitgiftregeln (wie in Indien), dass *sex* keineswegs härter und unveränderlicher als *gender* sein muss. Und auch die *Thematisierung* von Kontingenz und Konstruiertheit ist kein kulturalistisches Privileg. Hormonbehandlungen, plastische Operationen oder die Geschlechtsdetermination von Föten sind ihrerseits kulturelle Formen, in denen die soziale Konstruktion von Geschlechtern sich selbst bewusst wird. Die Diskurse der

Gender Studies bringen das vielleicht auf den Begriff, aber es sind technische Verfahren, die es in Gegenwartsgesellschaften spektakulär zur *Anschauung* bringen.

Auch im Hinblick auf die Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz scheint es also so, als brächten *Sex-* und *Gender Studies* nur unterschiedliche Register hervor: Das eine kommt als irritierendes akademisches Sprachspiel, das andere als technologischer Schock über das Publikum. Die Irritation entsteht aus einer begrifflichen Verfremdung des alltäglichen Sprachspiels der Geschlechterunterscheidung, der Schock aus einem *cultural lag*, in dem neues wissenschaftliches Wissen mit wachsendem Tempo auf seine lebensweltlich gespeicherten Vorläufer trifft.²⁰ Auch die rhetorische Form der Register unterscheidet sich und mag erklären, warum ihre kulturelle Überzeugungskraft so unterschiedlich ausfällt. Wo der *Gender*-Diskurs gegenüber dem Alltagswissen meist als ‚Kritik‘ auftritt und ‚das Bestehende‘ pathetisch mit anderen Möglichkeiten konfrontiert, tritt die Technisierung der Geschlechterdifferenz so raffiniert wie bescheiden als Optionengewinn auf, der *individuellen* Nutzern neue Möglichkeiten eröffnet: ob sie nun Mädchen oder Jungen wünschen, Fruchtbarkeitsunterbrechungen oder -beförderung, hormonelle Polarisierung oder Nivellierung, ‚Geschlechtsumwandlung‘ oder *penis-size-up*.

Einerseits wird so das, was die Naturwissenschaften als organisches Fundament der Geschlechterdifferenz beschreiben, zunehmend von sozialen Prozessen mitgestaltet: von reparativen Eingriffen, individuellen Entscheidungen, kulturellen Normen und politischer Steuerung. Die organische Zweigeschlechtlichkeit ist zunehmend davon *abhängig*, *sozial* fortgepflanzt zu werden. Andererseits findet die soziale Kontingenz der Geschlechterdifferenz ihren stärksten kulturellen Ausdruck in technischen Eingriffen in den Körper.

Hinter diesem irritierenden Befund steht jene gewaltige Umwälzung in der Geschichte des Körpers, die Thomas Laqueur beschrieben hat. Blicken wir also noch einmal zurück auf seine Studie. Neben den mit der Aufklärung verbundenen politischen Umbrüchen profitierte unsere Zweigeschlechtlichkeit vom Zusammenbruch jenes metaphysischen Weltbildes, das den Körper als Mikrokosmos einer ganzen Schöpfungsordnung begriff, innerhalb derer jedes Stück Natur seinen bedeutsamen Platz hat. Dieser Körper galt nicht als determinierend, sondern als veranschaulichend für soziale Ordnung. So illustrierten in Gesellschaften, deren Öffentlichkeiten überwältigend von Männern bestimmt wurde, die Körper halt nur, was alle ohnehin wussten: dass Männer das Maß der Dinge sind. Zugleich konnten an diesen Körper aber über die Jahrhunderte hinweg auch ganz unterschiedliche Anforderungen gestellt werden: Mönche und Ritter, Klerus und Laien, Unfruchtbare und Prostituierte konnten den eingeschlechtlichen Körper so deuten, wie sie es jeweils brauchten, um ihn zu verstehen und mit ihm umzugehen. Dieser Körper, der die Welt sinnbildlich *verkörperte*, wurde in der Neuzeit verdrängt von einem Gegenstand positiven Wissens, der nur sich selbst verkörpert und klar begrenzt vom Rest der Welt als Vehikel unserer biologischen Existenz gilt.²¹

Laqueurs Feststellung, die soziale Disponibilität und Deutungs Offenheit des Körpers sei in der Neuzeit gesunken, lässt sich soziologisch so verstehen, dass seine Deutung immer mehr zum Privileg bestimmter Berufsgruppen wurde, die noch Ansprüche auf ihn erheben konnten. Gesellschaftliche Differenzierung machte den Körper undurchlässiger für kulturelle Anforderungen aus anderen Praxisfeldern. Wenn dieser neuzeitliche Körper für die kulturellen Forderungen des Tages aber soviel an *interpretativer* Flexibilität eingebüßt hat, so kann er dies nun nur noch mit wachsender *materieller* Flexibilität kompensieren. Der Körper wird zunehmend disponibel für die *Gestaltungsansprüche* seiner individuellen ‚Nutzer‘, eben weil er ihren *Deutungsansprüchen* so weit entzogen wurde. Anders gesagt: In dem Maße, in dem der Körper durch die Naturwissenschaften vereindeutigt und reifiziert wurde, ist die Kontingenz seiner kulturellen Deutbarkeit nur noch durch seine technische Veränderung darstellbar.

Mit der eben geschilderten tiefen Indifferenz gegenüber den divergierenden Gestaltungsansprüchen individualisierter ‚Körperrutzer‘ scheinen die *Sex Studies* aber ironischerweise auch besser eingestellt auf den Umstand, dass das Geschlecht zugleich alltagsweltlich in vielen Aspekten ein Gegenstand von *Wahlentscheidungen* geworden ist: Welche Art von Sexualpartnern, wenn die Partnerwahl dereguliert wird? Welche Darstellungstile, wenn die Konventionen von der Mode bis zum Gefühlsausdruck erodieren? Welchen Beruf wählen, wenn Berufe ihr Geschlechterimage zu verlieren beginnen? Die medizinisch unterstützte Selbstbestimmung der Geschlechtszugehörigkeit oder die elterliche Verfügung über die Geschlechtszugehörigkeit ihrer Kinder ist auf vielfältige Weise kulturell vorbereitet. Das Geschlecht scheint in vielen Hinsichten um so wählbarer zu werden, je bedeutungsloser es wird.

Die *Gender Studies* haben diese Kontingenz immer theoretisch postuliert, nun müssen sie sich damit konfrontieren, dass der Kulturalismus nicht nur bereits in den Naturwissenschaften steckt, sondern auch längst alltagsweltlich praktiziert wird. Natur- und Kulturwissenschaften, *Sex-* und *Gender Studies* schließen heute z.T. an gleiche Entwicklungen an, die die Zweigeschlechtlichkeit in ihren kulturellen Tiefenschichten berühren. Erforschen lässt sich der Zusammenhang von Technisierung und praktiziertem Kulturalismus freilich nur aus der Perspektive der *Gender Studies*. Sie müssen dafür nur anerkennen, dass die Geschlechterdifferenz in der Gesellschaft, in der wir leben, in Reagenzgläsern und in Operationssälen ebenso radikal verdichtet, variiert und rekombiniert wird wie auf Tuntenbällen und Travestiebühnen.

²⁰ Dies ist ein Phänomen, das innerhalb der Kulturwissenschaften gut bekannt ist. In der Soziologie etwa hat man damit zu rechnen, dass einem erfolgreiche Begriffe wie ‚Geschlechtsrolle‘ oder ‚Sozialisation‘ schon nach kurzer Zeit als lebensweltliche Sinnprothesen von Informanten, also als Teilnehmerkonzepte, wieder begegnen (siehe auch GOFFMAN 1977, S. 304).

²¹ LAQUEUR gibt diesem Kontrast von starren sozialen Verhältnissen und hochflexiblen Körpern eine problematische, weil anachronistische Deutung: Der ‚eingeschlechtliche‘ Körper des alten Griechenland sei eher wie unser *gender* gewesen, die sozialen Verhältnisse dagegen so zementiert

wie unser *sex* (1992, S. 21). Statt dieser Analogie scheint es mir sinnvoller, hier ein Verhältnis funktionaler Äquivalenz von Diskursen, Technologien und Institutionen anzunehmen: In einer gesicherten patriarchalen Ordnung, in der Frauen selbstverständlich von männlichen Privilegien ausgeschlossen waren, ließ man sie an einem menschlich-männlichen *Körper* partizipieren. Sie hatten prinzipiell keinen gleichen Rechte, aber im Prinzip den gleichen Körper. Erst als die Frauen beanspruchten, am *politisch* Allgemeinen teilzuhaben, wurden sie aus dem allgemeinen Körper ausgeschlossen und zum körperlich Besonderen erklärt. Politische Rechte und körperliche Zustände sind also wie Domänen, in denen Prärogative gesichert oder infragegestellt werden können – unterschiedliche Ressourcen der sinnhaften Grenzziehung zwischen sozialen Kategorien.

Bibliographie

- ALLMENDINGER, Jutta/FUCHS, Stefan/STEBUT, Janina von (2001): „Gender, Science, and Scientific Organizations in Germany.“ *Minerva. Journal on International Comparisons of Women in Science and Technology* 39 (2001): S. 175-201.
- AMANN, Klaus (1995): „Menschen, Mäuse und Fliegen. Eine wissenssoziologische Analyse der Transformation von Organismen in epistemische Objekte.“ *Zeitschrift für Soziologie* 23 (1995): S. 22-40.
- ADELMANN, Steward/ROSENZWEIG, Saul (1978): „Parental Predetermination of the Sex of Offspring II.“ *Journal of Biosocial Science* 10 (1978): S. 235 – 247.
- ALFERMANN, Dorothee (1995): „Männlich-Weiblich-Menschlich: Androgynie und die Folgen.“ In: Pasero, Ursula/Braun, Friederike (Hrsg.) *Konstruktion von Geschlecht*. Pfaffenweiler: S. 29-49.
- ARNOLD, Fred/KUO, Eddie (1984): „The Value of Daughters and Sons: A Comparison of the Gender Preferences of Parents.“ *Journal of Comparative Family Studies* 15 (1984): S. 299-318.
- BIRDWHISTELL, Ray L. (1970): *Kinesics and Context*. Pennsylvania.
- BREIDENSTEIN, Georg (1996): „Geschlechtsunterschied und Sexualtrieb im Diskurs der Kastration Anfang des 20. Jahrhunderts.“ In: Eifert, Christiane et al. (Hrsg.) *Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel*. Frankfurt a.M.: S. 216-239.
- BUTLER, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M..
- BUTLER, Judith (1995): *Körper von Gewicht*. Berlin.
- COSER, Lewis (1988): „Primitive Classification Revisited.“ *Sociological Theory* 6 (1988): S. 85-90.
- CREWS, David (1987): „Functional Associations in Behavioral Endocrinology.“ In: Reinisch, June M./Rosenblum, Leonard A./Sanders, Stephanie A. (Hrsg.) *Masculinity/Femininity: Basic Perspectives*. Oxford.
- CREWS, David (1994): „Geschlechtsausprägung bei Wirbeltieren.“ *Spektrum der Wissenschaft* 3 (1994): S. 54-61.
- DELAMONT Sara (1987): „Three Blind Spots? A Comment on the Sociology of Science by a Puzzled Outsider.“ *Social Studies of Science* 17 (1987): S. 163-170.
- DEVEREUX, Georges (1967): *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. München.
- DÖRNER, Günter (1988): „Neuroendocrine Response to Estrogen and Brain Differentiation in Heterosexuals, Homosexuals, and Transsexuals.“ *Archives of Sexual Behavior* 17 (1988): S. 57-75.
- DOUGLAS, Mary (1991): *Wie Institutionen denken*. Frankfurt a.M..
- DUDEN, Barbara (1987): *Geschichte unter der Haut*. Stuttgart.
- DUDEN, Barbara (2002): „Zwischen wahrem Wissen und Prophetie. Konzeptionen des Ungeborenen.“ In: Duden, Barbara/Schlumbohm, Jürgen/Veit, Patrice (Hrsg.) *Geschichte des Ungeborenen*. Göttingen: S. 11-48.
- DURKHEIM, Emile/MAUSS, Marcel (1987): „Über einige primitive Formen von Klassifikation. Ein Beitrag zur Erforschung der kollektiven Vorstellungen.“ In: Joas, Hans (Hrsg.) *Schriften zur Soziologie der Erkenntnis*. Frankfurt a.M.: S. 169-256.
- DURKHEIM, Emile (1988): *Über soziale Arbeitsteilung*. Frankfurt a.M..
- ETZIONI, Amitai (1977): *Die zweite Erschaffung des Menschen. Manipulationen der Erntechnologie*. Opladen.
- FEICHTINGER, Wilfried/REIGER, Gertrud (1991): *Die Wunschkind Diät. Junge oder Mädchen*. Wien.
- FOUCAULT, Michel (1971): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a.M..
- FOUCAULT, Michel (1977): *Sexualität und Wahrheit – Der Wille zum Wissen*. Frankfurt a.M..
- FOUCAULT, Michel (1998): *Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin*. Frankfurt a.M..
- FREVERT, Ute (1995): „Mann und Weib, und Weib und Mann. Geschlechter-Differenzen in der Moderne.“ Frankfurt a.M..
- GARFINKEL, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs.
- GÉLIS, Jacques (1989): *Die Geburt. Volksglaube, Rituale und Praktiken von 1500 – 1900*. München.
- GOFFMAN, Erving (1977): „The Arrangement between the Sexes.“ *Theory and Society* 4 (1977): S. 301-331.
- GOFFMAN, Erving (1980): *Rahmenanalyse*. Frankfurt a.M..
- HARAWAY, Donna (1995): *Die Neuerfindung der Natur*. Frankfurt a.M..
- HARDING, Sandra G./HINTIKKA, Merrill (1983): *Discovering Reality: Feminist Perspectives on Epistemology, Metaphysics, Methodology and Philosophy of Science*. Dordrecht.
- HARDING, Sandra G. (1991): *Whose Science? Whose Knowledge? : Thinking from Women's Lives*. Ithaca, New York.
- HARDING, Sandra (1994): *Das Geschlecht des Wissens*. (übersetzt von Milton Keynes) Frankfurt a.M..
- HAUSEN, Karin (1976): „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘ - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben.“ In: Conze, Werner (Hrsg.) *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart: S. 363-393.
- HEINTZ, Bettina/MERZ, Martina/SCHUMACHER, Christina (2004): *Wissenschaft, die Grenzen schafft. Geschlechterkonstellationen im disziplinären Vergleich*. Bielefeld.
- HIRSCHAUER, Stefan (1993): *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*. Frankfurt a.M..
- HIRSCHAUER, Stefan/MOL, Annemarie (1995): „Shifting Sexes, Moving Stories: Feminist/Constructivist Dialogues.“ *Science, Technology, and Human Values* 20 (1995): S. 368-385.
- HIRSCHAUER, Stefan (2001): „Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung.“ In: Heintz, Bettina (Hrsg.) *Geschlechtersoziologie. Sonderheft. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 41 (2001): S. 208-235.

- HIRSCHAUER, Stefan (2004): „Wozu ‚Gender Studies‘? Geschlechtsdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz.“ *Soziale Welt* 55 (im Erscheinen).
- HIRSCHFELD, Magnus (1918): *Sexuelle Zwischenstufen – das männliche Weib und der weibliche Mann* (Sexualpathologie, 2. Teil). Bonn.
- HONEGGER, Claudia (1991): *Die Ordnung der Geschlechter*. Frankfurt a.M..
- HOVORKA, Oskar von/KRONFELD, Adolf (1909): *Vergleichende Volksmedizin. Eine Darstellung volksmedizinischer Sitten und Gebräuche, Anschauungen und Heilfaktoren, des Aberglaubens und der Zaubermedizin*. Stuttgart.
- JÖRGENSEN, Gerhard/EBERLE, Paul (1972): *Intersexualität und Sport*. Stuttgart.
- KELLER, Evelyn Fox (1988). „Feminist Perspectives on Science Studies.“ *Science, Technology, & Human Values* 13 (1988): S. 235-249.
- KESSLER, Suzanne J./MCKENNA, Wendy (1978): *Gender - An Ethnomethodological Approach*. New York.
- KNORR-CETINA, Karin (1994): „Primitive Classification and Postmodernity: Towards a Sociological Notion of Fiction.“ *Theory, Culture & Society* 11 (1994): S. 1-22.
- KRAIS, Beate (Hrsg.) (2000): *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*. Frankfurt a.M..
- LAQUEUR, Thomas (1992): *Auf den Leib geschrieben. Zur Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt a.M..
- LEISS, Elisabeth (1994): „Genus und Sexus. Kritische Anmerkungen zur Sexualisierung von Grammatik.“ *Linguistische Berichte* 152 (1994): S. 281-300.
- LINDEMANN, Gesa (1993): *Das paradoxe Geschlecht*. Frankfurt a.M..
- MARTIN, Emily (1987): *The Woman in the Body*. Boston.
- MEIGS, Anna S. (1976): „Male Pregnancy and the Reduction of Sexual Opposition in a New Guinea Highlands Society.“ *Ethnology* 15 (1976): S. 393-407.
- POLLARD, Michael S./MORGAN, Phillip S. (2002): „Emerging Parental Gender Indifference? Sex Composition of Children and the Second Birth.“ *American Sociological Review* 67 (2002): S. 600-613.
- RÖSING, Ina (1999): *Geschlechtliche Zeit, geschlechtlicher Raum*. Heidelberg.
- ROTHMAN, Barbara Katz (1989): *Schwangerschaft auf Abruf. Vorgeburtliche Diagnose und die Zukunft der Mutterschaft*. Marburg.
- SCHIEBINGER, Londa (1993): *Nature's Body: Gender in the Making of Modern Science*. Boston.
- SCOTT, Joan W. (2001): „Die Zukunft von Gender.“ In: Honegger, Claudia/Arni, Caroline (Hrsg.): *Gender – die Tücken einer Kategorie*. Zürich: S. 39-64.
- SHETTLES, Landrum B./RORVIK David (1987): *Mädchen oder Junge? So bestimmen Sie das Geschlecht Ihres Babys vor der Zeugung*. Düsseldorf.
- STEMANN-ACHEAMPONG, Susanne (1996): *Der phantastische Unterschied. Zur psychoanalytischen Theorie der Geschlechtsidentität*. Göttingen.
- STOLLER, Robert J. (1968): *Sex and Gender*. London.
- VAN DER PLOEG, Irma (1995): „Hermaphrodite Patients: In Vitro Fertilization and the Transformation of Male Infertility.“ *Science, Technology, & Human Values* 20 (1995): S. 460-481.
- WEST, Candace/ZIMMERMAN, Don H. (1987): „Doing Gender.“ *Gender and Society* 1 (1987): S. 125-151.
- WESTHEIMER, Ruth/MARK, Jonathan (1996): *Himmliche Lust. Liebe und Sex in der jüdischen Kultur*. Frankfurt a.M..
- WILLIAMSON, Nancy E. (1976): *Sons or Daughters. A Cross-Cultural Survey of Parental Preferences*. Beverly Hills.
- WINSTON, Sanford (1932): „Birth Control and the Sex-Ratio at Birth.“ *American Journal of Sociology* 38 (1932): S. 225-231.